

(4. Fortsetzung.)

Wie manch' langes Zwiegespräch habe ich im Klostergarten mit dem alten ehrlichen Manne gehalten; er zeigte mir die Fenster von meines verstorbenen Onkels Arbeitszimmer, aus dem mitunter die Lampe bis lange nach Mitternacht in den stillen Garten geleuchtet habe, dann seinen Lieblingsweg, den er jeden Morgen vor dem Frühstück zu gehen pflegte, an der Sonnenuhr vorüber mit der finstern Devise:

Memento horae novissimae.

Gedenke der letzten Stunde! Ich ließ mir erzählen, wie so ganz anders das Leben im Hause war, als der selbige Herr noch lebte, und er — Gottlieb — noch Herrschaftstutcher gewesen; jeden Sonntag Morgen habe da die große Glaskutsche Schlag sieben Uhr vor der Haustür gehalten, und Herr, Frau und Kinder, Hauslehrer und Gouvernante seien nach Welschoda zur Kirche gefahren, und bei dem Nachmittags ging es hinüber nach Littwitz zu den Jshems, oder nach Tromsdorf zu den Münds, oder gar zu einem Picnic in den grünen Wald, wo Kaffee getocht wurde und gesungen und gespielt.

Die Herrschaften waren froh, und die Kutscher hatten dann auch was vom Sonntag in der Gefindestube bei Schweinebraten und gutem selbstgebräutem Bier.

„Ja, ja, die Zeiten ändern sich, heut zu Tage ist's nicht mehr sein, Sonntags auszufahren und in die Kirche —? Wenn der junge Herr nicht darauf bestände, unsere Damen kämen das ganze Jahr nicht mehr hin. Ja, ja, aber was geht's mich an. Die Welt ist rund und muß sich drehen, sie ist aber nicht mehr das, was sie früher war, wenigstens hier nicht mehr.“

Einmal that ich denn auch nur ganz schüchtern die Frage, warum er nicht mehr herrschaftlicher Kutscher sei?

Zuerst wurde das alte, gute Gesicht zornroth, aber dann leichenblau.

„Ja, ja, weil's mir die Gnädige nie vergeben konnte, daß ich dasmal das Fräulein Edith gefahren habe. Sie hat mir's immer nachgetragen, aber so lange der Herr lebte, schien die Sache vergessen, ich belam tüchtige Schelte von ihm und damit basta! Die gnädige Frau aber, die hat's wohl aufgehoben in ihrem Herzen, und als der Herr vier Wochen todt war, da hieß es, Gottlieb solle die Stelle auf dem Hofe haben, das heißt die Fuhrer thun für die Inspektoren und Verwalter und für Frau Berla, denn Niemand könne zweien Herren dienen! Merkst Du was, alter Gottlieb? Das ist noch von demwogen! dachte ich und machte dem seinen Kutscher Platz, der nun kam. Meine Alte wurde krank vor Werg, sie war schon ein gebrechliches Weib dasmal, O, Herr Gott, von der Zeit will ich nicht mehr reden, aber zusammennehmen mußte ich mich, daß ich nicht Alles zu Boden schlug, was mir nahe kam. — Als ob ich anders getohnt hätte, wenn mir das gnädige Fräulein sagt: „Gottlieb, sei heute Abend mit dem kleinen Jagdwagen an der Gartenpforte, ich will ausfahren.“ Das war ein Befehl, ich mußte es thun; daß sie aber nicht wieder mit tam — tonnt' ich dafür?“

„Sie tam nicht wieder, Gottlieb?“

„Nein, nein, Fräulein; sie blieb eben da, wo es ihr besser gefiel als hier. Ja so, Sie werden nichts wissen sollen von der Geschichte; ich weiß auch weiter nichts, ich sage bloß das Eine: Kann ich ihr heutigen Tages wieder einen Gefallen thun, so geschicht's, und müßte ich selbigen Abend noch vom Hofe.“

Das webte sich immer geheimnissvoller um mich zusammen, und meine geschäftige Phantasie erging sich in taufend fabelhaften Vermuthungen, die sich bald um meine Mutter, bald um Tante Edith gruppirt; halbe Tage lang konnte ich darüber nachgrübeln und veragß beinahe meine Angst und Sorge um Georg. Wenn irgend das Wetter es erlaubte, huschte ich die Treppe hinab zum Klostergarten und schleppte beim Heimkommen ganze Arme voll Blumen mit heraus, mit denen ich Tantes und mein Zimmer ausschmückte; sie ließ mich still gewöhnen und strich nur lächelnd mit der feinen Hand über mein Haar. Und wenn ich das hübsche Jünglingsgesicht über ihrem Nähtische bestränzte mit Rosen und frischem Grün, dann lachte sie und nicht:

„Ein prächtiger Bursch, nicht wahr, Lena? So wird Dein Georg auch werden — sehen sie sich nicht ähnlich?“

Und dann holte ich die kleine Photographie Georg's und wir verglichen und schauten und fanden schließlich wirklich Ähnlichkeit, obgleich das feine brünette Kinder Gesicht nichts mit jenem Kopf gemein hatte, der so über seine Jahre ernst und sinnend aus dem schmucklosen Holzrahmen blickte. Es waren wohl schon über acht Tage vergangen, Georg und Christiane hatten bereits meinen ersten Brief beantwortet, und mein Leben fing an, sich etwas regelmäßiger zu

gestalten. Ich half nähen für Tantes arme Kinder, übte auf einem altmodischen Klavier Tonleitern und Etuden, und hielt mit Tante Edith Konversation auf Englisch und Französisch, las auch häufig vor, kurz, ich fand mich von Tag zu Tag heimlicher in dem alten, düstern Kloster. Nicht wenig entzückte mich auch der große Gutshof hinter den Klostergebäuden; die Zimmer, die den unteren gegenüber lagen, sahen auf den Hof; eines der kleineren benutzte Tante Edith als eine Art Vorkammer und dort stand ich oft und lange und schaute hinunter.

Für die Großhädlerin waren ja die bunten Hüfner, der stattliche Taubenschlag, die prächtigen weissen Kühe und die hochbeladenen vier-spännigen Erntewagen etwas ganz wunderbar Interessantes. Auch Vetter Gerhardt bemerkte ich dort mitunter, er ging freundlich grüßend von den Scheunen in die Stallungen, und zu meiner Freude sah ich ihn so gar einmal, von Gottlieb kutscht, vom Felde zurückkommen und dem Alten freundlich zumiden beim Aussteigen.

Von den Bewohnern der Villa sah ich Niemand, auch Vetter Gerhardt hatte wohl längst vergessen, daß da neben der stillen Tante ein kleines, fremdes Mädchen lebte, nach deren erster Nachtruhe er sich zu erkundigen versprach, und die Damen hatte ich nur einmal erblickt, als sie rasch auf dem Partwege vorbeifuhren; und da hatte Charlotte nicht einmal nach Tantes Fenstern geschaut.

Tante Edith schien die lange Abwesenheit von Charlotte nicht sonderlich zu bekümmern, sie sprach nicht einmal davon, nur schien es mir, als sei sie unruhig und zerkümmert, als erwartete sie irgend etwas; und um die Abendzeit, wenn der Briefbote zu kommen pflegte, schritt sie mitunter durch den langen Korridor und bog sich lauschend über das plumpe Holzgitter der Treppe; oder, falls sie nicht pünktlich um jene Zeit von einem Krankenbesuche heimkam, sah sie mit großen Augen, aus denen etwas wie Angst und Hoffnung zugleich sprach, nach dem Eschtrank, auf dessen Platte Tante gewöhnlich die Postfächer zu legen pflegte.

Fand sie dann nur die Zeitung vor, so setzte sie sich tief aufschauend ans Fenster und sah hinaus auf die grünen Wipfel der Bäume, die Hände eng gefaltet, und wenn sie sich dann nach einer Weile umwandte und mir ein freundliches „Guten Abend, Kleine!“ zurief und ihre Liebliche lockte, dann lag auf ihrem Gesichte wieder ein freundiges Hoffen.

„Morgen ist auch ein Tag“, sagte sie halb laut eines Abends, als ich freudestrahlend einen Brief meines Bruders in Empfang nahm und der Postbote auf Tante Edith's Frage lakonisch mit „Nichts“ geantwortet hatte.

Wie viel Briefe hast Du nun schon erhalten, Kind, in den vierzehn Tagen Deines Hierseins?“ fragte sie eines Abends. „Sieh, der Kleine vermisst Dich — nun, es ist noch die erste Sehnsucht und der erste Schmerz; geht's ihm gut?“

Ich setzte mich auf die Estrade zu Tantes Füßen und las den Brief vor, kam aber damit nicht zu Ende, weil die Sehnsucht mir schon wieder die heißen Thränen in die Augen trieb, denn Georg schrieb klagend, daß von seinem Sonntagsmitteln die Knöpfe abgerissen seien und die Frau Doktor gar keine Zeit habe, sie anzunähen.

Ich ließ betrübt den Kopf sinken und schwieg, indem ich mir vergegenwärtigte, wie sorgsam des kleinen Burschen Toilette immer unter den fleißigen Händen der Mutter gehalten war und wie peinlich solche Nachlässigkeiten den so streng zur Ordnung gewöhnten Knaben berühren mochten, und wie ich ihm so gar nicht helfen konnte.

Tante Edith aber mußte eben nicht auf mein Vorlesen gehört haben, sie schaute gedankenvoll in den Park hinaus und strich dabei über das weiße Fell Minta's, die sich neben ihr auf die Fensterbank gesetzt hatte. Das war mir schrecklich, weil ich bei Tante solche Theilnahmslosigkeit noch nicht kannte, und ein Gefühl von Zurücksetzung liegt in mir auf; ich hätte die weiße Minka am liebsten mit einem heimlichen Stoß aus dem Fenster praxijirt, wenn es angegangen wäre. — Sollte ich nun stille sitzen und warten, bis Tante Edith sich wieder zu mir wandte, oder in mein Zimmer gehen und mich dort ausweinen? Aber ehe ich noch zu einem Entschluß kam, öffnete sich die Thür und Charlotte trat ins Zimmer. Sie flog in größter Hast auf Tante Edith zu, schlang über mich hinweg beide Arme um ihren Hals, so daß ihr duftiges, weißes Kleid mich ganz verüllte, und als ich schleunigst zur Seite rückte, kniete sie auf meinen eben verlassenen Platz und legte den Kopf in Tante Edith's Schoß.

Das war in einem Moment geschehen und im nächsten sah ich Tante Edith's Haupt heruntergebeugt und hörte sie leise etwas fragen, und Charlotte antwortete darauf mit fast herzbrechendem Schluchzen:

„Tante, liebe Tante, diese Quälereien halte ich nicht mehr aus!“ rief sie dann, das Gesicht emporrichtend und sich die Thränen abwischend, „den ganzen Tag höre ich nichts weiter als: Sei vernünftig, Kind! wir wollen nur Dein Bestes! Ueberlege doch nur! etc. Mama ist überhaupt schon in sich fertig und sagt höchstens „Es wird sich finden“, wenn ich einen Widerspruch andeuten wage, und zu alle dem hatten sie mir verboten, mit Dir über die Sache zu sprechen. — Aber heute ertraug ich es nicht länger, ich erklärte eben Ferra energisch, daß ich jetzt auf dem Fled zu Dir gehen würde, um Deinen Rath zu erbitten.“

„Das war thöricht, Charlotte“, erwiderte Tante Edith, „denn Du machst Dir die fragliche Angelegenheit — ich kann mir denken, um was es sich handelt — dadurch um nichts leichter, und wie mein Rath bei solchen Sachen beurtheilt wird — — Kind, Du hast recht unüberlegt gehandelt. Warum sprichst Du nicht mit Gerhardt?“

„Weil er schon seit acht Tagen verreckt ist, liebe Tante.“

„Das ist ja freilich schlimm, mein Liebling; nun, da schütte Dein Herzchen aus, was wollen sie denn von Dir, Charlotte?“

Charlotte warf den schönen Kopf in den Nacken zurück, legte beide Arme wieder um Tantes Hals und sah zu ihr empor, und plötzlich schallte ein silbernelles Lachen durch das hohe Zimmer.

„O, es ist ja furchtbar komisch, beste Tante!“ rief sie, aber dabei rannten ihr die hellen Nimmerstränen aus den Augen. „Ich muß lachen, und doch ist's so verzweifelt ernsthaft — denke Dir, Tante, ich soll denn —“

Sie brach ab und sprang aus ihrer niedrigen Stellung empor, denn in der geöffneten Thür stand, wie hingegauert, Ferra —

Ferra hatte, wie ich später einsehen lernte, eine beneidenswerthe Gabe, sich unbefangen zu stellen; man merkte anfänglich nie, daß sie einen bestimmten Zweck im Auge habe bei ihrem Thun und Treiben, und so kam sie auch heute mit freundlichem Lächeln, das ihren weichen Zügen so unvergleichlich gut stand, über den braun getäfelten Fußboden von Tante Edith's Zimmer geschritten, als machte sie alle Tage diesen Weg. Sie reichte dieser die Hand, wobei sie aber vertrieb, in die fragenden Augen der alten Dame zu sehen, drohte Charlotte schalkhaft mit dem Finger und nickte mir flüchtig zu.

„Gib, sieh einmal“, sagte sie dann, „bei Tante Edith scheint Du Dein verlorenes Lachen wiedergefunden zu haben, Kleine! Ich verführe Dich, Tante, zu Hause geht das Kind umher, als wären ihre ganzen Lebenshoffnungen ins Wasser gefallen — nun, warte nur, Du kleine Heuchlerin, ich weiß jetzt, was ich von Deinen Thränen zu halten habe.“

Charlotte antwortete nicht, sondern wandte sich schnell, die letzte Thränenspur abwischend, zu mir und setzte sich neben mich auf die Estrade des anderen Fensters.

„Nun, Cousinen“, begann sie, „wir haben uns lange nicht gesehen; ich dachte immer, Du würdest einmal nach mir fragen auf Grund unserer gelobten Freundschaft, aber wer nicht kam —“

„Ja, darf ich denn das?“

„Freilich, Kind, frage nicht so dumm; Du gehst eben einfach in mein Zimmer, und wenn ich nicht darinnen bin, schickst Du die Jungfer nach mir, falls Du es nicht vorziehen solltest, selbst mich aufzusuchen bei Mama.“

Ich schüttelte lebhaft den Kopf.

„Nein, Charlotte, das thue ich nicht; komm' nur lieber herher zur Tante Edith, dann zeige ich Dir auch meinen Platz unten im Klostergarten.“

Ferra hatte sich indessen einen Stuhl zu Tantes Fensterplatz gerückt und lag recht bequem darin; es sah gar nicht so aus, als ob sie gewillt sei, das Zimmer früher als ihre Schwester zu verlassen.

Auch Charlotte schien das wohl zu bemerken und ihre weichen Zähne pressten sich unmutig auf die Lippe.

„Nun, Tantschen“, fragte Ferra, „was sagst Du denn eigentlich zu der ganzen Geschichte?“

„Gar nichts, mein Kind, denn ich kenne diese Geschichte nicht.“

Ferra's Augen leuchteten plötzlich auf und sie warf ihrer Schwester einen freundlichen Blick zu.

„Es ist recht von Tantschen, daß sie diese Angelegenheit mit sich allein ausmachen will“, lobte sie, „es taugt gar nicht, hier und dort um Rath zu fragen, man wird nur immer konfusser dadurch.“

„Ich war gerade im Begriff, mit Tante Edith zu sprechen, Ferra, als Du eintratest; aber — aber aufgeho-

ben ist nicht aufgehoben“, entgegnete Lotte.

„Nun, da tann ich ja wohl auch dabei sein, Lottschen, wenn Du es nicht anders willst. — Sieh, Tantschen, ich bin überzeugt, Du wirst mir Recht geben; — findest Du nicht auch, daß Lotte gar keine Ursache hat, sich so verzweifelt zu gebenden, wenn ein lebenswürdiger Mann ihr einen Heirathsantrag macht?“

„Darüber bin ich auch gar nicht verzweifelt“, verteidigte sich Charlotte; „denn dieser „liebenswürdige“ Mann ist mir sehr gleichgültig; nur das macht mich unglücklich, daß Du und Mama trotzdem konsequent dabei bleibt, ich müsse ihn heirathen, als ob ich —“

„Du willst es nie einsehen, daß wir es gut mit Dir meinen, Lottschen“, unterbrach Ferra sie mit weicher Stimme.

„In diesem Falle kann ich es allerdings nicht einsehen“, entgegnete Charlotte trocken.

„Wollt Ihr nicht Gerhardt's Rath in Anspruch nehmen?“ fragte Tante Edith dazwischen. „Ich kann wirklich nichts dazu sagen, denn erstens weiß ich ja auch gar nicht, wer der Herr ist, selbst wenn ich seinen Namen erfahre; ich bin ja Jahre lang nicht mehr aus dem Hause gekommen, tenne natürlich Niemand und tann also wirklich hier kein Urtheil fällen.“

„Nein, Tante, nein!“ rief Ferra heftig. „Gerhardt soll verstorben bleiben mit solchen Dingen; er ist krank, das dürfen wir nicht vergessen, und hat außerdem schon Vieles, was ihm mehr zum Herzen geht, als just nöthig ist; er sieht, wie alle Kranke, den unheimlichsten Berg an; für einen großen schwarzen Berg an; er darf nichts von der Sache erfahren.“

„Nun, in diesem Falle bist Du diejenige, Ferra, die eine Sache vielleicht zu schwarz ansieht“, sagte Tante Edith ruhig; „ich halte Gerhardt durchaus nicht für krank.“

„Gerhardt ist sehr leidend, liebe Tante — verzehre; ich, die ich beländig um ihn bin, kann das eben besser beurtheilen, wie jemand, der ihn selten sieht. Betrachte ihn Dir doch einmal, bitte, wenn er von seiner Reise zurückkehrt, wie angegriffen und elend er aussehen wird.“

„Ja, das glaube ich“, bemerkte nun Charlotte trocken, „solcher Werg, wie er ihn durczzukämpfen hat, greift natürlich an. Joachim wird sicherlich die angenehmen Ueberraschungen für ihn in petto gehabt haben.“

„Du sprichst wie ein unverständiges Kind, Charlotte“, verwies Ferra; „wenn Joachim Schulden macht, so ist es die natürliche Folge von Gerhardt's Aukauferei. Weshalb giebt er ihm nicht eine ausreichende Zulage? Ich nehme entschieden Joachim's Partei; ich weiß auch, was es heißt, mit knappen Mitteln zu existiren.“

„Arme Ferra!“ lachte Charlotte gutmüthig. „Du bist allerdings immer unverantwortlich knapp gehalten worden.“

Ferra sah einen Moment bitterböse aus. „Ich will mich gar nicht für hausfäterlich ausgeben“, fuhr sie dann fort, „ebenso wenig wie ich Joachim dafür halte; aber daß man mit dem nicht anständig leben kann, was Gerhardt dafür ausreißend hält, das liegt klar auf der Hand. Inbezug man muß Rücksicht mit ihm haben, weil er krank ist. — was wissen trante Menschen davon, was Leben heißt.“

„Das ist richtig! Gerhardt wäre eben so wenig im Stande, in einer Woche zwei Pferde taput zu reiten, wie er im Stande sein würde, in einer Nacht ein paar Tausend Thaler zu verpielen? Ob das nun gerade Zeichen von Gesundheit sind? Ich halt's für das Gegentheil.“

Charlotte tippte dabei allerseits mit dem Finger an ihre Stirn und fuhr, aufstehend, fort, so daß Ferra nicht zu antworten vermochte:

„Und nun, Tante Edith, sage mir nur ein Wort — nicht wahr, ich habe das Recht, einen Rath auszutheilen, wenn ich Herren von Sanden nicht heirathen mag; er löst mir wirklich Widerwillen ein, ich habe mich schon als Kind vor ihm gefürchtet.“

„O Himmel, Ferra!“ rief Tante Edith, „das Kind soll den alten Mann heirathen?“

Charlotte fing wieder an zu lachen, sie schlug die Hände zusammen und die hellen Zähne klagen wie erlösend in mein Ohr; es war mir schon ganz schwül geworden bei dem Wortwechsel der Schwestern.

„O, ist es nicht so komisch, Tante, beste Tante?“ rief sie. „Stelle ihn Dir doch nur vor, so etwas gebüdt, aber immer noch elegant und gewandt, mit lächelnder Miene, den Mund gespißt, als wolle er pfeifen, eine Rose im Anpflöck und eine rabenschwarze Perücke —! Mein gnädiges Fräulein.“ Sprach sie mit veränderter Stimme, rasch einen Staubwedel von der Wand nehmend, und sie schnitt dazu ein furchtbar komisches Gesicht, so daß man sah, sie kopirte ihren alten Freier, „ich erlaube mir,

Jönen mit größter Devotion einige meiner grunwaldner Rosen zu Füßen zu legen, sie schenken sich nach ihrer schönsten Schwester!“ und dabei überreichte sie Ferra mit grotesker Verbeugung den Federwedel, daß selbst die Fe, wenn auch ärgerlich, in unser heiteres Lachen mit einstimmen mußte.

„Du bist und bleibst kindisch“, schalt sie, und warf unmutig den Federbesen auf das Sopha, so daß zwei von Tantes Lieblingen ganz entsezt flüchteten. „Schäme Dich, einen lebenswürdigen Menschen so zu verspotten; sei froh, daß Mutter es nicht gesehen hat.“

„O, Ferra!“ neckte jetzt der Uebermuth, „wenn ich nicht viel Besseres für Dich wüßte, würde ich Dir zureden, ihn zu nehmen, aber —“

„Charlotte, Du weißt, daß ich hier in durchaus keinen Spaß verlese; ich heirate nicht wieder, ich habe es Dir hundertmal gesagt, ich bleibe bei Gerhardt.“

„Das Opfer verlangt Gerhardt gewiß nicht, Ferra“, sagte Tante Edith gleichmüthig, „ich halte ihn nicht für einen Egoisten.“

„Ja, Tante“, bestätigte Charlotte, „das sage ich auch immer, und eines schönen Tages kommt Gerhardt und stellt Dir eine hübsche, liebe Braut vor, und dann —“ sie lachte wieder und drehte sich auf dem Absatz herum.

„Dazu ist Gerhardt, Gott sei Dank, zu vernünftig“, fuhr jetzt die schöne Frau wirklich gereizt auf, „er weiß, wie krank er ist und wird keine Frau unglücklich machen wollen; er ist viel zu ehrendhaft dazu!“

„Die Sache soht Du gänzlich falsch auf, Ferra“, warf Tante Edith ein, und ließ einen Moment ihr Stridzeug ruhen. „Wie schon gesagt, ich halte ihn nicht so krank, und außerdem, warum soll ein kränklicher Mann nicht auch eine liebevolle Gefährtin finden? Gerhardt ist wie geschaffen zu einem glücklichen Familienleben, und wenn ein Mädchen ihn liebt und ihm bei seiner Frage sagt: ich liebe Dich just so, wie Du bist, und will Dein sein in Krankheit und Noth eben so, wie in Freude und Glück, — was wollest Du dagegen einwenden, Ferra? Und dann, mein Kind, Du widerprüchst Dir selbst in Deinen Grundfäßen — hier bemüßt Du Dich, Deine junge Schwester an einen alten Mann zu binden, der doch wahrhaftig viel eher ans Sterben denken müßte, denn ans Freien, und Gerhardt, der trotz seiner bishigen Kränklichkeit neunzig Jahre alt werden kann, dem sprichst Du alles Glück in dieser Beziehung gänzlich ab?“

Um Tantes Lippen spielte ein feines Lächeln, als sie schloß; sie sah aber Keinen von uns an, sondern streichelte ihre Winta.

„Nun, habe ich nicht Recht?“ sagte sie dann nach einer Pause.

Ferra zuckte ungeduldig die Schultern.

„Ich konnte es mir denken, daß Charlotte's Trostlopf hier Recht bekommt“, sagte sie heftig, „deshalb wollte ich auch nicht, daß sie hierherging; ich meine, es ist doch wohl ein Unterschied zwischen Gerhardt und Charlotte; — Gerhardt ist der reiche Majoratsherr, und Lotte hat nur ihr bescheidenes, sehr bescheidenes Vermögen, wovon sie leben soll. Sie muß sich verheirathen, wenn sie so weiterleben will, wie sie es gewohnt ist — und sie käme in sehr gute Verhältnisse. Auf irgend einen romantischen Märchenprinzen kann sie nicht warten, und die dummen Ideale, die man als Mädchen nun einmal hat von einer einzigen, großen Liebe des Frauenherzengs, die muß man bekämpfen, denn sie sind ein Unfinn — das ist meine Meinung, in die Du gewiß einstimmen wirst, liebe Tante.“

Sie war aufgestanden und die kleinen, ringelschmückten Hände agitirten heftig bei ihrer Rede.

„Halt ein, Ferra“, sagte sie tonlos, „es ist genug! Ich habe meinen Rath nicht aufgedrängt, sondern bin deshalb befragt worden. Um Charlotte ist mir nicht bange, sie wird ihren Weg allein zu finden wissen. Ich bitte Dich, das Gespräch als beendet zu betrachten.“

„Den reichlichen Lohn lassen sich die Thürhüter bezahlen, die an den Hintertüren stehen.“

„Nun, es ist eigentlich nichts für Kinder“, fügte sie dann hinzu; „die Tante hat ihn nicht heirathen sollen, und da ist sie eben bei Nacht und Nebel aus ihrem Elternhause geflohen!“

„Das ist nicht wahr!“ schrie Charlotte auf. „Ferra, das ist nicht wahr! Sage nein, bitte, bitte!“

Sie schlang beide Arme um den Nacken der Schwester und schaute ihr leichenblau ins Gesicht.

„Doch, doch, mein Schatz“, nickte diese und strich wie liebkosend über die blonden Haare. „Es ist Thatfache; Gottlieb, der alte Schleicher, hat sie damals gefahren, als sie flüchtete. Zu welchem Unglück die unselbige Geschichte geführt hat, weißt Du ja auch; Jahre lang hat der Unfreie in unserem Hause gewohnt. Aber laß mich doch los, Du erdrückst mich ja; kommst Du nun mit spazieren oder nicht?“

„Nein, nein“, murmelte Charlotte und ließ die Arme sinken.

„Dann bleib hier, Du nährst'sches Ding.“

Und ohne mich eines Blickes zu würdigen, schritt Ferra aus dem Zimmer. In der langen Schleppe ihres hellen Sommerkleides hing spielend ein Kästchen, das sie unwillig abschüttelte; dann warf sie noch einen letzten Blick, in dem Bänglichkeit mit leisem Spott gemischt war, auf Charlotte, die ihr fast ausdruckslos nachstarrte, und war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Im Roman der No. 192 der Pfälzischen Rundschau heißt es: „Herzöbs trampfte sich ihre Linke um den Sonnenschein, sie mußte den Blick senken.“ Es war nur gut, daß es ein Sonnenschein war. Ein Sonnenschein wäre bei der rauhen Behandlung leicht zerbrochen.

Aus Flugschiffen werden jetzt seitens mancher Nationen die schönsten Luftschiffe gebaut.

Viel interessanter als das, was einer ist, ist das, wie er es geworden ist.

Man findet immer leichter Anhänger — als Anhänger.

Frau Wiggins: „Ghe wir verheiratet waren, pflegtest du zu sagen, ich sei der Sonnenschein deines Lebens.“ — Herr Wiggins: „Nun, ich will gern zugeben, daß du auch jetzt noch dein Bestes tust, es mir heiß zu machen.“

Nur wer sich in der Jugend die Hüfte nicht reunt, wird einen Rückenschmerz im Alter finden.

Den reichlichen Lohn lassen sich die Thürhüter bezahlen, die an den Hintertüren stehen.



„Hast du dich nicht geirrt, schöne Kleine, wie wir dir alle nachgingen?“

„O ja, wenn i von der Weid hoarfehr, laufen d' Schaf aa hinter mir her!“